

---

Dobusch ▪ Forsterleitner ▪ Hiesmair (Hg.): Freiheit vor Ort



Leonhard Dobusch  
Christian Forsterleitner  
Manuela Hiesmair  
(Hg.)

# Freiheit vor Ort

Handbuch kommunale Netzpolitik

Alle in diesem Buch enthaltenen Programme, Darstellungen und Informationen wurden nach bestem Wissen erstellt. Dennoch sind Fehler nicht ganz auszuschließen. Aus diesem Grunde sind die in dem vorliegenden Buch enthaltenen Informationen mit keiner Verpflichtung oder Garantie irgendeiner Art verbunden. Autor(en), Herausgeber, Übersetzer und Verlag übernehmen infolgedessen keine Verantwortung und werden keine daraus folgende Haftung übernehmen, die auf irgendeine Art aus der Benutzung dieser Informationen – oder Teilen davon – entsteht, auch nicht für die Verletzung von Patentrechten, die daraus resultieren können. Ebenso wenig übernehmen Autor(en) und Verlag die Gewähr dafür, dass die beschriebenen Verfahren usw. frei von Schutzrechten Dritter sind.

Die in diesem Werk wiedergegebenen Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. werden ohne Gewährleistung der freien Verwendbarkeit benutzt und können auch ohne besondere Kennzeichnung eingetragene Marken oder Warenzeichen sein und als solche den gesetzlichen Bestimmungen unterliegen.

---

### **Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

---

2011, Open Source Press, München

Bearbeitete Neuauflage des Bandes „Freie Netze. Freies Wissen.“,

Echo media verlag ges.m.b.h., Wien 2007.

Sämtliche Texte dieses Buches stehen unter der Lizenz „Creative Commons, Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 2.0“

<http://creativecommons.org/licences/by-sa/2.0/at/legalcode>

Gesamtlektorat: Dr. Markus Wirtz

Satz: Open Source Press (L<sup>A</sup>T<sub>E</sub>X)

Umschlaggestaltung: Olga Saborov, Open Source Press

Gesamtherstellung: Kösel, Krugzell

ISBN (E-Book, PDF) 978-3-941841-40-6

<http://www.opensourcepress.de>

# 6 Kapitel

## Freier Zugang zu Forschung: Wege zu Open Access

Bettina Langeder und Michaela Mader

Eine Studentin, die vor 20 Jahren ihre Diplomarbeit an der Linzer Universität geschrieben hat, fand eine sehr überschaubare Infrastruktur vor. Eine Bibliothek mit schon damals nicht sehr aktuellem Bestand und die dazugehörigen Karteikarten. Sie verwendete eine geraume Menge ihrer Zeit darauf, sich einen Überblick über die brauchbare Literatur zu ihrem Thema zu verschaffen. Neben Büchern konnte sie auch die Jahrgänge der einen oder anderen Zeitschrift Stück für Stück durchforsten. Stellte sie auf eine bislang unbekannte Weise fest, dass in anderen Bibliotheken – beispielsweise in Wien oder auch im nahen Ausland – relevante Zeitschriften und Bücher geführt werden, konnte sie sich über Fernleihe eine Kopie gegen Entgelt bestellen. Die Verarbeitung der Literaturquellen und die Erstellung der Arbeit erfolgten dann mittels einer Schreibmaschine – die Auswertung

empirischer Forschungsergebnisse und die Einbettung von Grafiken machten größte Mühe. Als Ausgangslage für die wissenschaftliche Arbeit standen ihr weder die globale Fülle an Wissen noch der tatsächliche „State of the Art“ der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung. Ihre Arbeit baute auf Quellen auf, die lokal verfügbar waren, determiniert von der Einkaufspolitik der Linzer Uni-Bibliothek.

Die Fähigkeit, schnell und flexibel auf veränderte Rahmenbedingungen zu reagieren, ist aber inzwischen längst nicht nur in der Wirtschaft notwendig, sondern ist auch Alltag und Anforderung moderner Wissenschaft. Der Trend zur Internationalisierung von Forschung und Wissenschaft ermöglicht und verlangt einen zeit- und ortsunabhängigen Zugriff auf wissenschaftliche Forschungsmaterialien und Publikationen. Innerhalb kürzester Zeit werden über das Internet meist mit sehr geringem Aufwand wissenschaftliche Arbeiten einer weltweiten LeserInnenschaft zugänglich gemacht. Dabei ist es nicht notwendig, das Rad neu zu erfinden, sondern vielmehr knüpft die Gewinnung neuer Erkenntnisse an bereits Bestehendes an und entwickelt es weiter. Das Internet eröffnet hierbei ganz neue Wege, die die Forschung zweifellos effizienter und effektiver agieren lässt.

Im Jahr 2010 steht der Diplomandin an der Linzer Universität dementsprechend eine Suchmaschine im Internet zur Verfügung, mit der nicht nur Werke der Linzer Bibliothek, sondern aller österreichischen Bibliotheken gefunden werden können. Zusätzlich kann sie sich von ihrem Computer überall auf dieser Welt auf der Homepage der Linzer Universitätsbibliothek einloggen und erhält dort Zugang zu beinahe allen existierenden Zeitschriften. Von allen Artikeln können in der Regel zumindest Abstracts – also kurze Inhaltsangaben – abgerufen werden. Sobald ihr die genaue Quellenangabe bekannt ist, macht sie sich auf die Suche nach der Vollversion des Artikels. Und obwohl das Internet den Zugang zu wissenschaftlichen Arbeiten einfacher, schneller und damit effizienter macht, fühlt sie sich bei der Frage nach der Vollversion des gewünschten Artikels doch wieder einige Jahre zurückversetzt. Denn wenn diese Zeitschrift nicht in der heimischen Bibliothek geführt wird, bleibt ihr meistens noch die Möglichkeit, eine elektronische Version des Artikels gegen (empfindliches) Entgelt zu bestellen oder um den gleichen Preis herunterzuladen. Die Preise für einzelne Ausgaben von Journalen sind dabei – trotz günstiger Online-Vertriebswege – sogar steil angestiegen. Warum aber stehen der Studentin die wissenschaftlichen Werke und Forschungsergebnisse nicht online und vor allem unentgeltlich zur Verfügung? Um auf diese Frage Antworten zu finden, muss man einen Blick auf die Praxis des wissenschaftlichen Publizierens werfen.

## 6.1 Die Praxis wissenschaftlichen Publizierens

Will eine junge Wissenschaftlerin einen Artikel in einer anerkannten Fachzeitschrift veröffentlichen, muss dieser oftmals erst einmal einem „Peer Review“ standhalten. Die Überprüfung des Fachbeitrags auf seine wissenschaftliche Qualität und hinsichtlich potenzieller Plagiate wird von gleichgestellten Fachleuten – den sogenannten „Peers“ – geleistet. Etablierte Fachzeitschriften haben einen Pool an renommierten GutachterInnen, die alle selbst im jeweiligen Fachgebiet wissenschaftlich tätig sind. KritikerInnen bemängeln an diesem System, dass GutachterInnen sich regelmäßig gegenseitig begutachten und es so zu kritische und neue Beiträge schwerer, etablierte AutorInnen umso leichter haben. Durch die Einzelstückbegutachtungen werden vielmehr Redundanzen gefördert und idente Visualisierungen nicht erkannt. Nicht zuletzt durch Plagiatsskandale und innovationsfeindliche Tendenzen ist in jüngerer Zeit das Vertrauen in das Peer-Review-System stark gesunken.

Da Bekanntes meist gefördert und Unbekanntes behindert wird, muss die junge Autorin wohl mit einem bedeutenden und beliebten Thema aufwarten, denn solchen Fragestellungen werden bessere Chancen bei der Begutachtung eingeräumt. Das GutachterInnensystem entscheidet oft über wissenschaftliche Karrieren, die finanzielle Mittelverteilung und die Auswahl von PreisträgerInnen. Die Intention der AutorInnen liegt meist darin, dass die Publikation an einem möglichst angesehenen Ort veröffentlicht wird, um Forschungsgelder zu sichern. Der Kampf um Forschungsmittel ist für den/die einzelneN ForscherIn in der Regel gleichbedeutend mit dem Kampf um die Veröffentlichung des eigenen Artikels in der besten Fachzeitschrift. Ein weithin anerkanntes Kriterium für die Güte einer Zeitschrift zu bestimmen ist der so genannte „Impact-Faktor“.

Der Impact-Faktor einer Fachzeitschrift ist ein Maß dafür, wie oft statistisch gesehen Artikel aus dieser Zeitschrift in anderen Zeitschriften zitiert werden. Je höher der Impact-Faktor, desto angesehener ist in der Regel auch eine Fachzeitschrift. Dies hat im Gegenzug wieder Rückwirkungen auf die akademische Beurteilung von WissenschaftlerInnen: Wer in Zeitschriften mit höherem Impact-Faktor publiziert, hat bessere Karrierechancen. In den 1960er Jahren berechnete das *Institute for Scientific Information* erstmals den *Science Citation Index*, ein Ranking von Fachzeitschriften nach Impact-Faktoren. Gegenwärtig werden mehrere verschiedene Indizes publiziert, die neben dem Peer-Review-Verfahren als Kriterium zur Bewertung von wissenschaftlichen Publikationen herangezogen werden.

Ein Blick auf die Forschungsfinanzierung wiederum zeigt auf, dass öffentliche Gelder am Anfang und am Ende des Forschungsprozesses stehen. Die meisten ForscherInnen sind als ArbeitnehmerInnen bei staatlichen Institutionen wie beispielsweise Universitäten oder in – meist öffentlich finanzierten – außeruniversitären Forschungszentren angestellt. Auch wenn ihre

Gehälter zum größten Teil aus öffentlichen Mitteln bezahlt werden, sind die Forschungsergebnisse jedoch geistiges Eigentum dieser Personen und werden von ihnen auch in Form von Publikationen verwertet. Erscheint nun die Fachzeitschrift mit dem publizierten Artikel, so werden von den öffentlich finanzierten Bibliotheken der Universitäten und Forschungseinrichtungen die publizierten Forschungsergebnisse quasi „zurückgekauft“.

Angesichts dieser paradoxen Situation über den Einsatz öffentlicher Mittel zur Unterstützung von Wissenschaft und Forschung ist die von der deutschen Forscherin Katja Mruck aufgeworfene Frage,

ob wissenschaftliche Informationen und Wissen als in der Regel durch öffentliche Mittel subventionierte Ergebnisse der Wissensproduktion und daher als Gemeinschaftsgut – ähnlich wie Gesetze und Urteile – für alle Interessierten ohne Nutzungsentgelte zugänglich sein sollten<sup>1</sup>

sicher legitim. Salopp formuliert: Warum zweimal bezahlen? Die Kosten des angesprochenen Review-Prozesses alleine können die teuren Preise gerade der etablierten Wissenschaftsjournale jedenfalls nicht rechtfertigen – sind die ReviewerInnen in der Regel doch ebenfalls öffentlich Bedienstete, die außerdem für ihre ExpertInnengutachten in der Regel kein Geld bekommen.

### 6.2 Globale Wissenschaft – globaler Zugang?

Gerade im globalen Maßstab ist die Versorgung mit Informationen asymmetrisch, Wissen ist ungleich verteilt. Die Studentin in Österreich findet wesentlich bessere Voraussetzungen für ihre Diplomarbeit vor als eine Studentin in Uganda. Die Linzer Universitätsbibliothek kann sich – trotz verminderter Anschaffungsquoten in den letzten Jahren – mehr, teurere und inhaltlich relevantere Zeitschriften leisten als die große Mehrheit der Bibliotheken in Entwicklungs- oder Schwellenländern. Wer Zugang zu modernen Kommunikationstechniken hat, hat bessere soziale, wirtschaftliche und eben auch wissenschaftliche Entwicklungschancen. Der ungleich verteilte Zugang zum Internet und anderen digitalen Informationstechniken, der unter anderem stark von sozialen Faktoren abhängt, zeigt auch im Wissenschaftsbereich seine Auswirkungen.

Finanzschwächere Länder müssen Bibliotheken erhalten, deren Finanzierung sie grundlegend überfordert. Und das obwohl es gerade dank des Internets eigentlich nur noch notwendig wäre, den Internetanschluss zu fi-

<sup>1</sup> Mruck, K. & Gradmann, S. & Mey, G. (2004): Open Access: Wissenschaft als Öffentliches Gut, online: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04mru cketal-d.htm> [18.10.2006]

nanzieren, um Universitäten an den aktuellsten Forschungsdiskurs anzubinden. Von den weltweit tausenden existierenden wissenschaftlichen Zeitschriften, in denen ForscherInnen ihre Ergebnisse veröffentlichen, können die meisten Bibliotheken nur einen geringen Anteil in ihrem Bestand halten. Durch immer weiter steigende Preise gerade der „wichtigsten“ Zeitschriften ist es aber auch den Bibliotheken und Forschungseinrichtungen in Industrieländern mit vorgegebenen Bibliotheksbudgets unmöglich, die Anzahl der abonnierten Journale und damit die wissenschaftliche Vielfalt auch nur konstant zu halten.

Dass im dritten Jahrtausend trotz mächtiger Technologien eine derartige Asymmetrie in der Informationsversorgung besteht und für viele kaum überwindbare Barrieren den Zugang zu Wissen versperren, sorgt allerdings gerade unter den WissenschaftlerInnen selbst für zunehmenden Unmut. Gerade die paradoxe Entwicklung, dass in den letzten Jahren trotz günstigerer und einfacherer Verbreitungsmöglichkeiten über das Internet die Anzahl der Journale und ihre Verfügbarkeit in den lokalen Bibliotheken zurückging, ließ eine Reihe an Initiativen entstehen. Im Jahr 2001 bekannten sich mit der Budapest Open Access Initiative (BOAI)<sup>2</sup> erstmals offiziell WissenschaftlerInnen zu einem gewagten Ziel. Sie verabschiedeten eine Deklaration zu „Open Access“ („freier Zugang“), die fordert, dass wissenschaftliche Literatur kostenfrei und öffentlich im Internet zugänglich sein sollte. Interessierte sollen die Volltexte lesen, herunterladen, kopieren, verteilen, drucken, in ihnen suchen, auf sie verweisen und sie auch sonst auf jede denkbare legale Weise benutzen können. Dabei sollten die BenutzerInnen mit keinen finanziellen, gesetzlichen oder technischen Barrieren jenseits von denen, die mit dem Internetzugang selbst verbunden sind, konfrontiert werden. In allen Fragen des Wiederabdrucks und der Verteilung, und in allen Fragen des Copyrights überhaupt, sollte die einzige Einschränkung darin bestehen, den jeweiligen AutorInnen die Kontrolle über ihre Arbeit zu belassen und deren Recht zu sichern, dass ihre Arbeit angemessen anerkannt und zitiert wird. Mit dieser Deklaration war die Open-Access-Bewegung geboren, die seither einerseits um den kostenfreien Zugang zu elektronischen Publikationen via Internet und andererseits um die uneingeschränkte Nutzung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse – frei von Lizenzbeschränkungen, die den wissenschaftlichen Austausch auf vielfältige Weise behindern – kämpft.

## 6.3 „Grüne“ und „Goldene“ Wege zu Open Access

Bei der Open-Access-Veröffentlichung können grundsätzlich zwei Wege eingeschlagen werden: ein „grüner“ Weg („Green Road to Open Access“) oder ein „goldener“ („Golden Road to Open Access“). Der goldene Weg zeichnet

<sup>2</sup> Vgl. <http://www.soros.org/openaccess/read.shtml>



sich dadurch aus, dass die Publikation der Fachbeiträge kostenlos in Onlinezeitschriften erfolgt. Die Auswahl der Artikel für die Fachzeitschrift erfolgt dabei im Wege des klassischen Peer-Review-Verfahrens, bei dem Fachleute die Beiträge und deren Qualität bewerten. Die AutorInnen bzw. die Forschungseinrichtungen zahlen – im Falle der Publikation – die Gebühren für die Durchführung dieses Verfahrens selbst. Diese Gebühren dienen dazu, die Publikationskosten zu decken. Dadurch wird eine entgeltlose Nutzung für andere ForscherInnen und Interessierte sichergestellt. Dem gegenüber steht der grüne Weg, der eine individuelle, dezentrale (Zweit-)Veröffentlichung der Dokumente auf geeigneten Onlineplattformen vorsieht. Während also die offizielle Veröffentlichung der Werke in einer Fachzeitschrift erfolgt, werden die Forschungsergebnisse zusätzlich noch von den AutorInnen selbst (zum Beispiel auf Universitätsservern) frei zugänglich gemacht. Der grüne Weg der Publikation gewährleistet, dass jedeR auf die Forschungsergebnisse uneingeschränkt und kostenlos Zugriff hat und die Publikationen ohne Lizenzbeschränkungen genutzt werden dürfen.

Neben all den verschiedenen Verfahren und Ansätzen macht aber gerade das Gemeinsame von „grünem“ und „goldenem“ Weg deutlich, worin der Sinn aller Open-Access-Initiativen und -Modelle liegt: Mehr Menschen sollen auf Basis – und das impliziert eben auch wechselseitige Kritik – des bestehenden wissenschaftlichen Wissens neue Erkenntnisse erzielen. Ähnlich wie die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern zu einer Verbesserung und Beschleunigung menschlicher Wissensakkumulation geführt hat, soll durch Open Access das vergleichbare Potential digitaler Verbreitungsmöglichkeiten genutzt werden.

Diesen Zweck erfüllen Open-Access-Journale und -Archive, indem sie dem eigentlichen Ziel des wissenschaftlichen Publizierens besser als herkömmliche Publikationsformen dienen. Denn der potenzielle Einfluss („Impact“) eines wissenschaftlichen Artikels drückt sich eben nicht (nur) in Honoraren und Verkaufszahlen aus, sondern lässt sich am besten daran festmachen, wie viele andere ForscherInnen ihn rezipieren und zitieren und so die eigene Forschung an bestehende Wissensbestände andocken.<sup>3</sup> Potenziell schwinden mit dem Internet Zugangsbarrieren, steigen Karriereaussichten auch von ForscherInnen abseits des wissenschaftlichen „Mainstreams“, können Forschungsvorhaben besser positioniert werden und steigt die Forschungsproduktivität, da für mehr ForscherInnen der direkte Anschluss an relevante Forschungsergebnisse uneingeschränkt möglich ist. Einen Beitrag zur Erhöhung der Produktivität könnte auch die Größe und Vielfalt des Netzes leisten, an die Bibliotheken niemals herankommen.<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Vgl. Mruck, K. & Gradmann, S. & Mey, G. (2004): Open Access: Wissenschaft als Öffentliches Gut, online: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04mrucketal-d.htm>

<sup>4</sup> Liebig, M. (2006): Einleitung - Wissenschaft<sup>2</sup>: Open Access, in: Open Source Jahrbuch 2006, online: <http://www.opensourcejahrbuch.de/2006/einleitungen.html#liebig> [23.01.2011]

## 6.4 Open-Access-Initiativen und -Verzeichnisse

In Übereinstimmung mit den Zielen der BOAI, der ECHO-Charta und der Bethesda-Erklärung („Bethesda Statement on Open Access Publishing“) schlossen sich 2003 zahlreiche deutsche ForscherInnen in einer Berliner Erklärung diesen Forderungen an. Auch ihre Intention ist, das Internet als Instrument für eine globale Basis wissenschaftlicher Kenntnisse und geistiger Reflexion zu nutzen. Daraus leiten die UnterzeichnerInnen Maßnahmen ab, die von PolitikerInnen, Forschungsorganisationen, Förderinstitutionen, Bibliotheken, Archiven und Museen umgesetzt werden sollen. Die Inhalte von Open-Access-Systemen sowie Zugang und Verwendung publizierter Artikel ist wesentlich weiter gefasst, als es von den Budapester PionierInnen formuliert worden war. Der freie Zugang

solle neben den neuesten Resultaten der Wissenschaft auch dem gesamten „kulturellen Erbe“ gewährt werden. Neben dem Recht des freien Zugangs müsse dazu auch das Recht gehören, fremde Publikationen zur Grundlage weiterer Bearbeitung machen zu dürfen.<sup>5</sup>

Insgesamt haben schon mehr als 290 etablierte Forschungseinrichtungen und Wissenschaftsorganisationen die Erklärung unterzeichnet.<sup>6</sup> In den sieben Jahren seit der Verabschiedung der Berliner Erklärung operieren bereits zahlreiche Fachzeitschriften und Wissenschaftsserver unterschiedlichster Disziplinen auf Basis von Open Access im Internet.

Zu den wichtigsten Verlagen im Bereich Open Access zählen das britische Verlagshaus BioMedCentral (BMC)<sup>7</sup> mit 208 E-Journalen und im deutschsprachigen Raum das German Medical Science.<sup>8</sup> In Deutschland stellt das „Digital Peer Publishing (DPP) NRW“<sup>9</sup> ein sehr bedeutendes und erfolgreiches Projekt der letzten Jahre dar. Anfangs war es für die einigen wenigen AutorInnen, die ihre Artikel nicht nur auf konventionellem Wege publizieren wollten, kaum möglich, sich gegen „ihre“ Verlage durchzusetzen. Die Verträge mit dem Verlag erlaubten es ihnen schlicht und einfach nicht, den Artikel zumindest zusätzlich online und unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Mittlerweile lassen aber immer mehr international tätige Verlage die Zweitpublikation der Fachbeiträge in Open Access-Zeitschriften zu,

<sup>5</sup> Heller, L. (2006): Wissenschaftliches Publizieren mit Wikis – Möglich oder sogar wünschenswert?, Seite 354 In: Open Source Jahrbuch 2006 online: [http://www.opensourcejahrbuch.de/2006/abstracts/kapitel\\_07/osjb2006-07-03-heller.html](http://www.opensourcejahrbuch.de/2006/abstracts/kapitel_07/osjb2006-07-03-heller.html) [29.5.2010]

<sup>6</sup> Vgl. Open Access an der Max-Planck-Gesellschaft (undatiert): Signatoren, online: <http://oa.mpg.de/lang/de/berlin-prozess/signatoren/> [27.01.2011]

<sup>7</sup> <http://www.biomedcentral.com>

<sup>8</sup> <http://www.egms.de>

<sup>9</sup> <http://www.dipp.nrw.de/>

die Konditionen variieren aber stark von Verlag zu Verlag und von Land zu Land.

Das wichtigste internationale Verzeichnis von Open Access Zeitschriften (doaj)<sup>10</sup> wies im August 2006 insgesamt 2.340 Journale mit 105.494 Fachbeiträgen auf. Seither hat sich die Anzahl der im doaj verzeichneten Zeitschriften auf über 6.000 erhöht, die im Januar 2011 über 500.000 Artikel umfassten. Das bedeutet, dass es in den letzten fünf Jahren beinahe zu einer Verfünffachung der Artikel im Verzeichnis der Open-Access-Zeitschriften gekommen ist.

Eine beachtliche Entwicklung – dennoch kann noch lange nicht von einem Durchbruch gesprochen werden. Befragungen, wie jene der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), zeigen den eingeschränkten Wirkungsgrad von Open-Access-Journalen auf: In einer großangelegten, für Deutschland repräsentativen Studie wurden 2004 WissenschaftlerInnen über ihr Publikationsverhalten befragt. Das Ergebnis über alle Wissenschaftsdiziplinen hinweg: Weniger als ein Viertel der Befragten hat in den letzten fünf Jahren zumindest einen Zeitschriftenartikel in einer Open-Access-Zeitschrift publiziert.<sup>11</sup> Eine qualitative Untersuchung unter jungen Wissenschaftlern, die vor kurzem ihre Promotion abgeschlossen haben,<sup>12</sup> zeigt, dass keinE EinzigeR der Befragten Open Access als die Zukunft des Publizierens sieht. Welche Gründe lassen sich für diese Skepsis bzw. die in fast allen Wissenschaftsdisziplinen<sup>13</sup> anzutreffende geringe Nutzung von Open-Access-Journalen zur Veröffentlichung von Artikeln finden?

## 6.5 Universitäre Leistungsbeurteilung und Open Access

Zunächst einmal wissen WissenschaftlerInnen selbst noch viel zu wenig über Open Access und die neuen Möglichkeiten von Onlinepublikation ihrer Forschungsergebnisse. Die bereits erwähnte Studie der Deutschen Forschungsgemeinschaft hat diesbezüglich ergeben, dass nicht einmal einem Viertel der befragten WissenschaftlerInnen Open Access als Publikati-

<sup>10</sup> <http://www.doaj.org>

<sup>11</sup> Vgl. DFG (2005): Publikationsstrategien im Wandel? Ergebnisse einer Umfrage zum Publikations- und Rezeptionsverhalten unter besonderer Berücksichtigung von Open Access, Seite 43, online: [http://www.dfg.de/download/pdf/dfg\\_im\\_profil/evaluation\\_statistik/programm\\_evaluation/studie\\_publicationsstrategien\\_bericht\\_dt.pdf](http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/evaluation_statistik/programm_evaluation/studie_publicationsstrategien_bericht_dt.pdf) [27.01.2011]

<sup>12</sup> Dobusch, L. (2009): Von Open Access zu Free Knowledge: Erste Schritte zu freiem wissenschaftlichen Wissen, in: Blaha, B. & Weidenholzer, J. (Hrsg.) Gerechtigkeit: Beiträge zur Wirtschafts-, Bildungs- und Sozialpolitik, online: <http://www.dobusch.net/pub/uni/200901bc.pdf> [29.5.2010]

<sup>13</sup> Die Naturwissenschaften nehmen eine VorreiterInnenrolle bei der Open Access Publikation ein. Vgl. DFG (2005), Seite 43.

onsmedium bekannt ist.<sup>14</sup> Hochschulinterne Informationstätigkeiten über Hintergründe, Ziele und Chancen von Open Access für die Akzeptanz eines freien wissenschaftlichen Publikationswesens stellen deshalb einen wesentlichen Erfolgsfaktor dar und muss forciert werden. Doch das Wissen über diese Publikationsmöglichkeiten reicht bei weitem nicht aus, um das Publizieren in frei zugänglichen Zeitschriften attraktiv zu machen. Dazu muss sich auch die Bewertung von Open-Access-Journalen ändern.

Open Access Journale schneiden – was den Impact der eigenen Forschung betrifft – grundsätzlich äußerst gut ab.

Wird ein Artikel in einem Open Access Journal veröffentlicht, führt dies dazu, dass dieser Artikel deutlich häufiger gelesen wird<sup>15</sup>

konzediert Jan Neumann denn auch im Open Source Jahrbuch 2006.

Der Impact-Faktor von Open Access-Artikeln ist nachgewiesener Maßen sehr hoch, sie erreichen eine größere Reichweite als konventionelle Drucke und gebührenpflichtige Online-Angebote<sup>16</sup>

weiß Klaus Graf von der Uni Freiburg über die Wirkung von Open-Access-Publikationen.

Verbreitung und Impact sind allerdings nicht ident: Der Nachteil von Open-Access-Journalen ist, dass sie – nicht zuletzt aufgrund ihrer vergleichsweise kurzen Existenz – gar nicht oder nur vereinzelt in Indizes, die den Impact Faktor ausweisen, auf guten Plätzen rangieren. Der Hauptgrund für die Skepsis vor allem unter NachwuchswissenschaftlerInnen dürfte daher wohl auch mit befürchteten negativen Konsequenzen für die eigene wissenschaftliche Karriere zusammenhängen: Open-Access-Veröffentlichungen werden in der internen universitären Leistungsbewertung nur minimal honoriert,<sup>17</sup> denn Veröffentlichungen in etablierten Journalen mit hohem Impact-Faktor zählen einfach mehr.

<sup>14</sup> Vgl. Ebel-Gabriel, G. (2005): HRK Open Access-Bewegung an den deutschen Hochschulen, online: [http://www.dini.de/veranstaltung/workshop/goettingen\\_2005-05-23/slides/ppt/1\\_Ebel-Gabriel.ppt](http://www.dini.de/veranstaltung/workshop/goettingen_2005-05-23/slides/ppt/1_Ebel-Gabriel.ppt) [29.5.2010]

<sup>15</sup> Neumann, J. (2006): Auf dem Weg zu einem Open-Access-Geschäftsmodell, in: Open Source Jahrbuch 2006, Seite 325, online: [http://www.opensourcejahrbuch.de/2006/abstracts/kapitel\\_07/osjb2006-07-01-neumann.html](http://www.opensourcejahrbuch.de/2006/abstracts/kapitel_07/osjb2006-07-01-neumann.html) [18.10.2006]

<sup>16</sup> Graf, K. (2004): Wissenschaftliches E-Publizieren mit „Open-Access“-Initiativen und Widerstände, in: Historical Social Research, Vol. 29, No. 1.

<sup>17</sup> Vgl. Mruck, K. & Gradmann, S. & Mey, G. (2004): Open Access: Wissenschaft als Öffentliches Gut. Forum, online: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04mrucketal-d.htm> [23.01.2011]

## 6.6 Wer soll das alles bezahlen?

Ein weiterer Grund, warum die neuen technischen Möglichkeiten zur Publikation von Wissen noch nicht einmal im Ansatz ausgeschöpft werden und Open-Access-Publikationen immer noch einen sehr geringen Anteil am Gesamtpublikationsvolumen einnehmen, ist mit Sicherheit, dass sich noch kein neuer Finanzierungsstandard etabliert hat. Da Open-Access-Publikationen schon per Definition den NutzerInnen kostenlos zur Verfügung stehen, entfallen Verkaufserlöse zur Gänze. Prognosen privater AnalystInnen haben ergeben, dass internationale Publikationssysteme in etwa vierzig Prozent ihrer Kosten einsparen könnten, wenn sie auf Open Access umstellen würden. Da diese Journale frei zugänglich sind, fallen neben geringeren Herstellungskosten auch keine Entwicklungskosten hinsichtlich Zugangssicherung und BenutzerInnenverwaltung sowie keine administrativen Kosten betreffend Abo- und Lizenzverwaltung an.<sup>18</sup> Aber selbst wenn die Gesamtkosten bei Open-Access-Publikationen weitaus geringer sind als die Kosten im traditionellen wissenschaftlichen Verlagswesen: Eine Einnahmequelle, die die Verkaufserlöse von Journalen ersetzt, ist damit aber auch noch nicht gefunden. Eine Frage, die vor allem in einer Übergangsphase zu einem allgemeinen Open-Access-System von hoher Relevanz ist: Die Mittel für etablierte und teure Journale müssen weiterhin bezahlt werden, Gelder für neue Open-Access-Journale stehen aber noch nicht zur Verfügung.

Unumgänglich scheint die Verwendung öffentlicher Projektfördermittel an Universitäten und Forschungsinstituten für die Finanzierung eines freien Publikationssystems.<sup>19</sup> Dafür scheint es auch unter jenen eine breite Mehrheit zu geben, die aktuell (noch) nicht Open-Access-Publikationsmöglichkeiten genutzt haben: Bei der 2005 durchgeführten DFG-Umfrage befürworteten 86% der Befragten die Förderung von E-Journalen und erachteten es als sinnvoll, wissenschaftliche Arbeiten frei zugänglich in Open-Access-Datenbanken zur Verfügung zu stellen.<sup>20</sup>

Schließlich dürfen den AutorInnen durch das Open Access Publizieren keine Nachteile erwachsen, wie Klaus Graf, Professor an der Universität Freiburg, beschreibt:

<sup>18</sup> Vgl. Neumann, J. (2006): Auf dem Weg zu einem Open-Access-Geschäftsmodell, in: Open Source Jahrbuch 2006, Seite 323, online: [http://www.opensourcejahrbuch.de/2006/abstracts/kapitel\\_07/osjb2006-07-01-neumann.html](http://www.opensourcejahrbuch.de/2006/abstracts/kapitel_07/osjb2006-07-01-neumann.html) [18.10.2006]

<sup>19</sup> Vgl. Sietmann, R. (2006): Open Access: Auf dem Weg zu einem neuen Publikationsmodell für die Wissenschaft, online: <http://www.heise.de/newsticker/meldung/71547> [29.5.2010]

<sup>20</sup> Vgl. (DFG (2005), Seite 51.

Die Open Access Bewegung möchte keinen Autor um seine Einkünfte bringen. Sie zielt nur auf jenen Teil des Publikationssektors, in dem die Autoren ohne Anspruch auf finanzielle Vergütung agieren.<sup>21</sup>

## 6.7 Hürden für freie Forschungspublikationen

Weiters weist die gewachsene Struktur der bestehenden Open-Access-Journale im Netz sehr unterschiedliche informationstechnologische Niveaus auf. Viele Journale sind aufgrund von Initiativen einzelner Personen und Institutionen entstanden und entsprechen oft nicht aktuellen Standards in Sachen BenutzerInnenkomfort und Datenverfügbarkeit. Auch urheberrechtliche Unklarheiten müssten beseitigt werden, um die Veröffentlichung von Forschungsarbeiten als Open Access zu erleichtern. Die geltenden urheberrechtlichen Bestimmungen verhindern in manchen Bereichen die Publikation in Open-Access-Journalen oder -Archiven. So verlangen viele Verlage von ihren AutorInnen das ausschließliche Nutzungsrecht und verhindern so, dass wichtige Zeitschriftenbeiträge Eingang in Open-Access-Archive finden.<sup>22</sup> Gerade junge ForscherInnen, die auf die Veröffentlichung in den Verlagen mehr angewiesen sind als die Verlage auf deren Beiträge, sind hier in einer schlechten Verhandlungsposition.

Eine Gruppe österreichischer WissenschaftlerInnen hat bereits 2005 in einer „Wiener Erklärung“<sup>23</sup> Neuregelungen gefordert. Aus Sicht der VerfasserInnen müssen Maßnahmen zur Gewährung des bestmöglichen Zugangs zu Informationen und Wissen ergriffen werden, zu denen sowohl eine Reform des Urheberrechts zwecks Erhaltung der freien Werknutzung für Forschung, Lehre und Bildung als auch der unentgeltliche Zugang zu Ergebnissen staatlich finanzierter Forschung zählt. Hinzu kommt die Forderung nach Informationen für UrheberInnen über alternative rechtliche Regelungssysteme, wie insbesondere Open-Content-Lizenzen.<sup>24</sup> Schließlich verlangt die Erklärung auch eine Prüfung auf (rechts-)politischer Ebene, ob das Gleichgewicht zwischen UrheberInnen, VerwerterInnen sowie der Allgemeinheit weiterhin unter den neuen digitalen Voraussetzungen in gebotener Weise garantiert ist. Die WissenschaftlerInnen scheuen sich dabei auch nicht, den Staat in die Pflicht zu nehmen. Es sei seine Aufgabe zu verhindern, dass der fehlende technische und finanzielle Zugang zu Informa-

<sup>21</sup> Graf, K. (2004): Wissenschaftliches E-Publizieren mit „Open-Access“-Initiativen und Widerstände, in: *Historical Social Research*, Vol. 29, No. 1.

<sup>22</sup> Vgl. Mruck, K. & Gradmann, S. & Mey, G. (2004): Open Access: Wissenschaft als Öffentliches Gut. Forum, online: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04mrucketal-d.htm> [23.01.2011]

<sup>23</sup> Vgl. Wiener Erklärung (2005), online: <http://www.chaoscontrol.at/2005/we.htm> [29.5.2010]

<sup>24</sup> Vgl. Kapitel 2 in diesem Band zum Thema Creative Commons.

tionen zu einem Verlust von Wissen führt. Bildungsmaßnahmen, Rechtsänderungen und Geld seien dafür erforderlich. Nicht zuletzt müsse der Staat als Vorbild im Umgang mit Informationen dienen.

Er hat daher den Zugang zu öffentlichen Informationen technisch und rechtlich bestmöglich zu erleichtern. Die Schaffung eines durchsetzbaren Rechts der Bürger auf Zugang zu staatlichen Informationen auf der Basis eines österreichischen bzw. EU-weiten Informationsfreiheitsgesetzes nach internationalem Vorbild sowie die wirksame Kontrolle der Gebarung der staatlichen elektronischen Register und Daten, ist zu thematisieren.<sup>25</sup>

Veränderungen im Publikationsprozess bedingen auch Veränderungen der Kultur und der Verhaltensweisen der am Prozess beteiligten Menschen, wie auch die Veränderung von etablierten Rahmenbedingungen. Neben der Tendenz, wissenschaftliche Ergebnisse zum Wohle der Gesamtheit einzusetzen, hat es auch Tendenzen gegeben, andere vom Wissen auszuschließen. Der Open-Access-Gedanke fordert ein radikales Umdenken in diesem Bereich. Öffentlich zugängliche und entgeltfreie Publikationen, bereitgestellt in Online-Journalen und -Archiven, haben als vorrangiges Ziel die uneingeschränkte Verteilung von Wissen. Aus ökonomischer Perspektive ist es noch offen, wie genau Open-Access-Bewegungen das wissenschaftliche Publikationswesen verändern werden. Die verstärkte Konkurrenz durch Open-Access-Journale wird die Verlage im Idealfall dazu zwingen, die Preise jener Abonnements zu senken, die sie auch künftig auf traditionellem Wege vertreiben werden. Oder sie wird Anreize für eine „Migration“ setzen.

### 6.8 Gedruckte Fachzeitschriften zu e-Journals transformieren

Da das prädigitale wissenschaftliche Verlagssystem als die größte Barriere zur Nutzung von Open Access identifiziert werden kann, muss auch hier angesetzt werden. Die DFG hat sich zum Ziel gesetzt, gedruckte Zeitschriften bei der Migration in elektronische und darüber hinaus Open-Access-Formate zu unterstützen. Johannes Fournier von der DFG ist der Meinung, dass dadurch nicht nur das Medium transformiert wird, sondern es auf diese Weise gelingen dürfte, das bislang an den Druck gebundene Renommee der Zeitschriften in die digitale Welt zu überführen, und zwar ohne dass die AutorInnen ihre traditionelle Publikationspraxis ändern oder zusätzliche Aufwände etwa für die Selbstarchivierung auf sich nehmen müssten.

Als kritischen Erfolgsfaktor für die Migration sieht die DFG ein Stufenkonzept, das sowohl in qualitativer wie in zeitlicher Hinsicht greift. Four-

<sup>25</sup> Vgl. Wiener Erklärung (2005).

nier erklärt das Stufenkonzept, das im Rahmen des geförderten Projektes von GIGA (German Institute of Global and Area Studies) zur Anwendung kam, wie folgt: Die qualitative Stufung sieht vor, die wissenschaftlichen Artikel und Forschungsbeiträge entgeltfrei verfügbar zu machen, während redaktionell-praktische Beiträge zunächst einer *moving wall*<sup>26</sup> unterliegen sollen. In zeitlicher Hinsicht wird unter Berücksichtigung von AbonnentInnenenstämmen und rechtlicher Bindungen gestuft, indem zunächst „Africa Spectrum“ in den Open-Access-Bereich migriert, während die Zeitschriften zu Lateinamerika und Südostasien nachziehen und erst gegen Ende des Projekts auch das „Journal of Current Chinese Affairs“ entgeltfrei verfügbar sein soll. Seit Mitte Mai 2009 ist mit „Africa Spectrum“<sup>27</sup> das erste Journal der GIGA Family online. Eine weitere Unterstützung könnte darin bestehen, zentrale, disziplinspezifische und entgeltfrei zugängliche Archive im Internet einzurichten, in denen entsprechende Arbeiten Einzelner abgelegt und abgerufen werden können.

Außerdem gibt es Vorschläge für die Umsetzung (auch: verbesserter) Peer-Review-Systeme für Open-Access-Veröffentlichungen – beispielsweise das „Multi-Level Peer Review“, bei dem die Veröffentlichung von der Begutachtung entkoppelt wird. Eine Möglichkeit dafür wäre eine Art „Gütesiegelprinzip“. Dieses Prinzip würde bestimmte qualitative Kriterien vorschlagen, um einen bestimmten Mindeststandard abzusichern, und hätte den Vorteil, dass Verzerrungen im bestehenden System – Top-Journale sind vor allem auch deshalb Top-Journale, weil sie als solche die meisten Einreichungen bekommen und reproduzieren ihren dominierenden Status so selbst – verringern würde.<sup>28</sup>

## 6.9 Die Potentiale von Open Access

Immer mehr WissenschaftlerInnen könnten u. a. durch Open-Access-Migrationen von Zeitschriften die vielen ganz praktischen Vorteile gegenüber dem konventionellen Publizieren genießen. Zum einen werden die Wartezeiten zwischen Manuskriptablieferung und Erscheinen der Publikation verkürzt, was besonders AutorInnen von Fachgebieten freut, die sehr schnelllebige Themengebiete bearbeiten. Zum anderen wird es einfacher

<sup>26</sup> Die moving wall regelt das Benutzungsverbot für aktuelle Zeitschriftenartikel über eine definierte Zeitspanne von zumeist zwei bis fünf Jahren (im Falle eines Embargos auch mehrerer Monate). Bekannt geworden ist die moving wall durch das Zeitschriftenarchiv JSTOR, das diese Funktion als erste Institution eingeführt hat. Die moving wall garantiert den Verlagen die Möglichkeit, die jeweils aktuellsten Jahrgänge über andere Kanäle kommerziell vertreiben zu können, ohne Verluste hinnehmen zu müssen; vgl. erwerbungsWIKI (2008): Moving wall, online: [http://wiki.iuk.hdm-stuttgart.de/erwerbungsWIKI/erwerbungsWIKI/index.php/Moving\\_wall](http://wiki.iuk.hdm-stuttgart.de/erwerbungsWIKI/erwerbungsWIKI/index.php/Moving_wall) [27.01.2011]

<sup>27</sup> <http://hup.sub.uni-hamburg.de/giga/afsp>

<sup>28</sup> Vgl. Deutsche Initiative für Netzwerkinformation e.V., online: <http://www.dini.de/dini/zertifikat/zertifiziert.php> [18.10.2006]



und kostengünstiger, Bilder oder multimediale Materialien in die Publikationen zu integrieren,<sup>29</sup> genauso wie umfangreiche Anhänge. Neben der wissenschaftlichen Publikation an sich – meist in Form eines Artikels – sind auch alle qualitativen wie quantitativen Daten für weiterführende Forschung und wissenschaftliche Qualitäts- und Plagiatskontrolle relevant. Auf jenen Materialien, die sich im Zuge der Arbeit von WissenschaftlerInnen ergeben, wie beispielsweise statistische Reihen oder Forschungs- und Zwischenergebnisse – könnte in digitalen Journalen viel einfacher freier Zugriff gewährt werden. Von Relevanz sind neben den herkömmlichen „Papierergebnissen“ eben zunehmend auch Multimediadateien, Videos und Fotografien. Noch Zukunftsmusik sind Überlegungen, sämtliche Materialien und Daten, die während eines Forschungsprozesses entstehen, in das wissenschaftliche Erbe einzugliedern und dadurch auch den zukünftigen ForscherInnen zur Verfügung zu stellen.

Das etablierte Wissenschafts- und Verlagssystem ist ein Faktor, der die ohnehin bestehenden Ungleichheiten im Zugang zu digitalen Wissensressourcen – oft als „Digital Divide“ bezeichnet – noch weiter vertieft. Kein Wunder, dass gerade ForscherInnen in ärmeren Ländern besonders nachdrücklich die (barriere-)freie Publikation von Forschungsergebnissen einfordern. Neben der Verringerung der „digitalen Kluft“ im klassischen Sinne besitzen Open-Access-Initiativen auch das Potenzial, das wechselseitige Lernen zwischen „information rich“ und „information poor“ zu fördern.<sup>30</sup> Denn sobald eine Publikation weltweit zur Verfügung steht und nicht nur in dem Land, in dem die Zeitschrift erscheint, haben ForscherInnen aus benachteiligten Ländern, die sich keine gedruckten Publikationen leisten können, Zugriff und damit auch die Möglichkeit der Kritik aus ihrer spezifischen und strukturell unterrepräsentierten Position im Wissenschaftssystem.<sup>31</sup> Dieser Aspekt gilt besonders stark in den Sozial- und Geisteswissenschaften, die aber gleichzeitig noch die wenigsten frei zugänglichen Open Access-Journale aufweisen.

Ganz sicher ist, dass Änderungen in der wissenschaftlichen Publikationskultur und im wissenschaftlichen Verlagssystem Grundvoraussetzungen für eine erfolgreiche Open-Access-Bewegung sind, die allen die Möglichkeit bietet, in den Genuss der Vorteile von frei zugänglichen Online-Publikationen zu gelangen. Im Erfolgsfall wird dann eine Linzer Studentin genauso wie ihre Kollegin aus Uganda im Jahr 2030 alles an Wissen und Informationen für ihre Diplomarbeit im Internet finden – ohne Zugangsbarrieren und unentgeltlich.

<sup>29</sup> Vgl. Graf, K. (2004): Wissenschaftliches E-Publizieren mit „Open-Access“-Initiativen und Widerstände, in: *Historical Social Research*, Vol. 29, No. 1, Seite 64-75.

<sup>30</sup> Vgl. Mruck, K. & Gradmann, S. & Mey, G. (2004): Open Access: Wissenschaft als Öffentliches Gut. Forum, online: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04mrucketal-d.htm> [23.01.2011]

<sup>31</sup> Vgl. Graf, K. (2004): Wissenschaftliches E-Publizieren mit „Open-Access“-Initiativen und Widerstände, in: *Historical Social Research*, Vol. 29, No. 1, Seite 64-75.

# „Die Journalbranche hat Gewinnraten wie der Waffen- und Drogenhandel.“

Interview mit Gerhard Fröhlich

Gerhard Fröhlich ist Professor am Institut für Philosophie und Wissenschaftstheorie der Johannes Kepler Universität Linz. Seine Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind Wissenschaftsforschung, Informationswissenschaft sowie Kultur- und Medientheorie.



*Wie ist Ihr persönlicher Zugang zur Thematik Open Access im wissenschaftlichen Publikationswesen?*

Ich habe die großen wissenschaftlichen Fälschungsskandale der letzten Jahrzehnte systematisch studiert. Es zeigte sich, dass die Papierform der Journale und Bücher Betrug und Plagiat begünstigt. In Papierform sind die Abbildungen winzig. Die Task Force der DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft) musste beim Krebsforscher-Megaskandal hunderte Paperbilder um teuerstes Geld einscannen und vergrößern, um die Manipulationen nachweisen zu können. In digitalen Publikationen sind Abbildungen in hoch auflösenden Extradateien präsent. Papierform und kommerzielles Closed-Access-Online behindern die Volltextrecherche: Würden wir alle Werke digital und barrierefrei zugänglich machen, könnten wir leichter mit Plagiats- und Bildüberprüfungsprogrammen Fälschungen aufdecken.<sup>32</sup>

<sup>32</sup> Vgl. Fröhlich, G. (2003): Visuelles in der wissenschaftlichen Kommunikation - z.B. Betrug und Fälschung, in: European Journal for Semiotic Studies 15 (2-4), Seite 627-655, online: <http://eprints.rclis.org/archive/00011693/>

*Open-Access-Publikationen ermöglichen also den LeserInnen, die Fachbeiträge direkter und öffentlicher zu kritisieren.*

Die Wissenschaftstheorie fordert schon immer „Open Access“.<sup>33</sup> Das Wissenschaftsethos (Robert K. Merton) fordert „Uneigennützigkeit“ und „Kommunismus“ in den Wissenschaften. Weil WissenschaftlerInnen selbst als Zwerge auf den Schultern von Riesen stehen, seien sie verpflichtet, ihre Forschungsergebnisse in den Wissenspool der Menschheit einzuspeisen. Sir Karl Popper und Pierre Bourdieu definieren Wissenschaft über „rück-sichtlose“ Kritik und halbwegs gelingende Wissenschaftskommunikation. Wenn wir Kritik verbieten, verlassen wir den Sektor der Wissenschaft. O-Ton Popper: Würde Robinson Crusoe auf einer Insel einsam alles richtig machen, wäre das trotzdem keine Wissenschaft.

*Warum könnte Robinson Crusoe kein Wissenschaftler sein?*

Wissenschaft ist ein kollektives Unternehmen, wir brauchen intersubjektive Überprüfbarkeit, darum sollen wir auch sauber zitieren. Andere müssen unsere Forschungen diskutieren und kritisch überprüfen. Öffentlichkeit ist äußerst wichtig, damit wir Wissenschaft als rationales Unternehmen deklarieren können. Allerdings haben viele WissenschaftlerInnen Angst vor Kritik und bauen Verteidigungsstrategien auf. Open Access Publishing und Data Sharing, d. h. die Veröffentlichung der verwendeten Daten in Open Access Archiven, würde die intersubjektive Überprüfbarkeit wissenschaftlicher Werke enorm erleichtern.

*Welche Rolle spielt öffentliche Forschungsförderung für Open Access?*

Die wichtige Grundlagenforschung wird von den SteuerzahlerInnen finanziert. Der Zugriff zu den Ergebnissen dieser von der öffentlichen Hand geförderte Forschung wird aber aufgrund von Knebelverträgen mit Verlagen stark beschränkt. Dieselbe Universität, welche die WissenschaftlerInnen beherbergt, muss deren Forschungsergebnisse hinterher um teures Geld von den Verlagen zurückkaufen, über ihre Bibliotheken. Die Gewinnraten in der Journalbranche sind horrend. Man kann nur mit Waffen- oder Drogenhandel mehr verdienen. Ein paar oligopolistische Verlage freuen sich jährlich über logarithmisch steigende Gewinnkurven.

*Können Verlage überhaupt mit den sich veränderten Rahmenbedingungen im Publikationswesen umgehen?*

Das Journal ist ein Kind der Postkutschenära. Die Drucktechnik und die Rhythmik der Postzustellung führte zum Journalwesen.<sup>34</sup> Heute, angesichts

<sup>33</sup> Vgl. Fröhlich, G. (2009): Die Wissenschaftstheorie fordert OPEN ACCESS, in: Information: Wissenschaft & Praxis 60 (5), Seite 253-258, online: <http://eprints.rclis.org/16840/>

<sup>34</sup> Vgl. Fröhlich, G. (2008): Wissenschaftskommunikation und ihre Dysfunktionen: Wissenschaftsjournale, Peer Review, Impact Faktoren, in: Hettwer, Holger et al. (Hrsg.): WissensWelten, Gütersloh: Verlag der Bertelsmann Stiftung, Seite 64-80 (Langfassung demnächst OA).

des Internets, ist das Organisationsprinzip des Journals, d. h. die Zurückhaltung von Information, um sie alle zwei, drei Monate zu einem Bündel Papier verschnürt postalisch zu versenden, völlig obsolet. Ein konventionelles Wissenschaftsjournal ist eine Art Omnibus, viele Artikel fahren mit, aber nur einen bestimmten Artikel benötigen wir. WissenschaftlerInnen sollen geographisch mobil sein, immer mehr leisten. Doch der Börsenverein des deutschen Buchhandels hat Universitätsbibliotheken gerichtlich gezwungen, ihre Dienste (z. B. Fernleihe) technisch veraltet anzubieten, per Post und Papierkopie. Von deutschen Bibliotheken digitalisierte Publikationen dürfen nur an einem einzigen Leseplatz in der Bibliothek angeboten werden, während der Öffnungszeiten, und nicht etwa über das jeweilige Campusnetz. Vor allem für Frauen mit Kindern ein echtes Hindernis.

*Widerspricht sich Online-Publizieren mit dem Peer-Review, also der (anonymen) Begutachtung durch KollegInnen?*

Zwischen Open Access oder Online-Publizieren und Peer-Review besteht keinerlei Widerspruch. Ein Großteil der Open-Access-Journale lässt seine Artikel referieren. Umgekehrt sind viele Closed-Access-Journale nicht referiert.

*Stecken die Peer-Review Praktiken nicht in einer Krise, vor allem im Hinblick auf die bekannt gewordenen Plagiatsfälle?*

Selbstverständlich. Der Unmut ist groß, viele empirische Untersuchungen von Peer-Review-Prozeduren zeigen katastrophale Ergebnisse – GutachterInnen übersehen selbst schwerste Fehler und Mängel. Der südkoreanische Klonskandal wurde im angeblichen TopTopJournal „Science“ abgedruckt, ohne dass deren GutachterInnen die Fälschungen entdeckten. Die großen Plagiats- und Betrugsaffären sind nicht von GutachterInnen aufgedeckt worden, sondern von Insidern bzw. kritischen LeserInnen. Open Access vergrößert das Aufdeckungsrisiko von FälscherInnen also gewaltig.

*Wie sehen Sie den Bekanntheitsgrad von Open Access-Journalen unter den WissenschaftlerInnen und Organisationen selbst?*

International ziemlich gut. Aber es sind disziplinäre und kulturelle Differenzen zu beobachten: Österreich ist hier recht rückständig. Das hat mit unserer Geschichte zu tun, mit der Herrschaft der Habsburger, Stichwort „konfessioneller Absolutismus“. Wir haben eine lange unheilvolle Tradition der Zensur – bei uns waren sogar Goethe und Schiller verboten. Auf allen Gebieten tun sich ÖsterreicherInnen mit Transparenz schwer. Generell sind gerade benachteiligte Gruppen, denen Open Access Publishing zur Stärkung ihrer bislang geringen Sichtbarkeit (SoziologInnen, Frauen)<sup>35</sup> nützen würden, uninformiert bis ablehnend. Terje Tüür-Fröhlich hat in einer scientometrischen Untersuchung von über 1.500 Publikationen (Längsschnitt-

<sup>35</sup> Vgl. hierzu Tüür-Fröhlich, T. (2011a): Frauen in der Wissenschaftskommunikation, erscheint in: Information: Wissenschaft und Praxis 62 (3) 2011 (im Peer Review).

vergleich des OA-Journals „FQS – Forum Qualitative Sozialforschung“ mit zwei konventionellen Journalen) eindrucksvoll gezeigt, wie frauenfreundlich Open Access ist: 80% aller von Frauen publizierten Artikel mit qualitativer Methodik sind in FQS erschienen. Natürlich streng peer reviewed. Und nur das OA-Journal FQS hat eine Frau als „chief editor“.<sup>36</sup>

*Sehen Sie noch andere Problemfelder im Bereich Online-Publizieren?*

Das größte Problem ist die rechtliche Lage, das ganz und gar obsolete „Urheber“-Recht. Vor allem in den Wissenschaften schützt dieses Recht keineswegs die UrheberInnen, sondern die InhaberInnen der Verwertungsrechte, genauer der Ausschließlichkeitsrechte. WissenschaftlerInnen übertragen widerstandslos diese Rechte den Verlagen, unterschreiben unüberlegt Knebelverträge – damit sie bei Evaluationen gut abschneiden. Denn die Top-Journale mit hohen Impact-Faktoren sind zum Großteil im Besitz einiger weniger Großverlage. Die RechteinhaberInnen wollen sich mit Ausschließlichkeitsrechten möglichst lange, am liebsten ewig, vor jeder Konkurrenz schützen. Das war schon historisch fatal, wie der Wirtschaftshistoriker Eckhard Höffner auf fast 900 Seiten akribisch belegt hat.<sup>37</sup> Wir benötigen großzügige Ausnahmeregelungen für Zwecke der Bildung und Wissenschaft. Unser Institut ist auch an einem internationalen Forschungsverbund zu diesen Fragen unter Leitung von Rainer Kuhlen (Helsinki) beteiligt, und ich unterstütze auch das internationale Netzwerk ENCES (European Network for Copyright in support of Education and Science).<sup>38</sup>

*Können Sie sich vorstellen an der JKU eine Professur einzurichten, die sich mit der Thematik Open Access intensiv beschäftigt?*

Selbstverständlich. Aber eigentlich müssten es mehrere Stellen sein. Die Thematik Open Access gehört in den Kontext Wissenschaftskommunikation. Und hier könnte ich mir gut ein interfakultäres Kompetenzzentrum und einen interfakultären Universitätslehrgang vorstellen.

*Wie würden Sie so ein Kompetenzzentrum ausrichten?*

Es sollte streng wissenschaftlich fundiert sein, durch Wissenschaftstheorie, Informationswissenschaft, Wissenschaftsforschung, um den – oft recht polemischen – GegnerInnen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Das Thema ist zwischen Kultur-, Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften angesiedelt, z. B. wäre eine Professur für bildungs- und wissenschaftsfreundliches Urheberrecht dringend nötig. Allerdings ist die Stimmung an der Linzer JKU nicht gerade Open-Access-freundlich. So wurde eine Masterarbeit

<sup>36</sup> Vgl. Tüür-Fröhlich, T. (2011b): Open Access versus Closed Access. Szientometrische Untersuchung dreier sozial-wissenschaftlicher Journale aus der Genderperspektive, erscheint in: Pipp, Eveline (Hrsg.): Freier Zugang zum Wissen für alle? Wien: Phoibos Verlag (demnächst auch AO über E-LIS).

<sup>37</sup> Vgl. Höffner, E. (2010): Geschichte und Wesen des Urheberrechts, München: VEW – Verlag Europäische Wirtschaft (2 Bände).

<sup>38</sup> <http://www.ences.eu/>

zu Open Access als „zu interdisziplinär“ abqualifiziert, und ein Rundschreiben der Rechtsabteilung gestattete und empfahl gerade allen Universitätsangehörigen, alle Knebelverträge der Verlage zu unterschreiben, d. h. den Verlagen Ausschließlichkeitsrechte zu gewähren. Davor kann ich nur warnen: Wenn Sie die – ohnehin bloß symbolischen – Verlagshonorare ablehnen und keine Knebelverträge unterschreiben, können Sie über einen Beitrag in einem Sammelband in ein, zwei Jahren – je nach Erscheinungsdatum – wieder frei verfügen und ihn in ein Open Access Repository einspeisen. Das erlaubt sogar das derzeit geltende österreichische Urheberrecht.

*Wo sehen Sie ansonsten Notwendigkeiten?*

Untersuchungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) zeigen, dass WissenschaftlerInnen institutionelle Unterstützung und Beratung wünschen. Hier ist in Österreich nur die Universität Wien aktiv, dort stehen auch Universitätsleitung und Senat hinter Open Access. Die Wiener Wirtschaftsuniversität hat einen Open Access Server vor allem zur Publikation ihrer Dissertationen. Linz ist da leider vorläufig im Abseits. Bei uns erscheint noch fast alles in 200 Stück Papierauflage. Selbst die FODOK, die digitale Forschungsdokumentation der JKU, ist nicht als Open-Access-Datenbank angelegt. Auf jeden Fall wäre an der JKU eine hoch qualifizierte Beratungsstelle für Open Access Publishing höchst sinnvoll. Und wie an Top-Universitäten üblich, bräuchten wir natürlich auch eine „Linz University Open Press“. Ich habe immerhin in Kooperation mit dem Institut für Soziologie eine Buchreihe im Trauner Verlag, in der Open Access ohne Embargofrist gestattet ist. Die Wirtschaft scheint also progressiver zu sein als manche Unileute.

*Wie schätzen Sie die Zukunftsaussichten von Open Access ein?*

Wissenschafts- und finanzpolitisch wären bloß zwei kleine Entscheidungen erforderlich: Allein in Österreich werden jährlich hunderttausende Euro von Ministerien, Stiftungen, Fonds, Ländern, Städten für Druckkostenzuschüsse, d. h. für die Subventionierung von Papierverlagen vergeudet. Würden diese Gelder in Richtung digitales Publizieren (teilweise) umgewidmet, wäre die Finanzierung von Open-Access-Publikationen erleichtert. Die österreichische Umsatzsteuer bestraft digitale Aktivitäten, ein Papierwerk zahlt nur den ermäßigten Steuersatz, ein Onlinewerk den doppelten – auch dieser Missstand könnte leicht abgestellt werden, bei etwas gutem Willen.

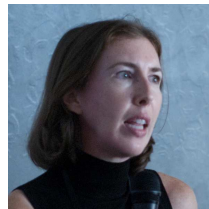
Im übrigen: Würden die Forschungsförderer ihre Evaluations- und Finanzierungskriterien konsequent umstellen, würden sich alle SkeptikerInnen, die zur Zeit um ihre Karriere fürchten, umgehend auf Open Access umstellen. Der österreichische FWF (Forschungsförderungsfond) hat hier positive Maßnahmen gesetzt, hat aber leider nur begrenzte Mittel zur Verfügung. In Österreich ist ja sogar die Finanzierung der Grundlagenforschung umstritten.

So oder so: International ist die Entwicklung kaum aufzuhalten. Open Access muss auch nicht zum Ruin intelligenter Verlage führen. Einerseits werden sie sich von überzogenen Gewinnerwartungen verabschieden müssen, andererseits gäbe es einen enormen Bedarf an hochwertigen Dienstleistungen im Sektor digitales Publizieren, Archivieren, Datenbanken. Der zum Teil erbitterte Widerstand mancher – vor allem deutscher – Verleger sollte uns da nicht beeindrucken. Noch nie wurde eine wissenschaftliche Innovation begrüßt, von Eisenbahn bis Dieselmotor wurden technische Innovationen von den damals wirtschaftlich Mächtigen massiv bekämpft, warum sollte es dann bei organisatorischen Innovationen wie Open Access anders sein.

# „PolitikerInnen müssen sich zu Open Access bekennen.“

Interview mit Melissa Hagemann

Melissa Hagemann ist Programmverantwortliche der „Open Initiative“ innerhalb des Informationsprogramms des Open Society Institute (OSI), das seit der „Budapester Erklärung“ 2001 an der Open-Access-Bewegung mitwirkt. Im Rahmen des Netzwerks „Electronic Information for Libraries“ tritt sie für Open Access insbesondere in Entwicklungs- und Schwellenländern ein.



*Wie sind Sie mit dem Thema Open Access (OA) erstmals in Berührung gekommen?*

Im Open Society Institute (OSI) habe ich zwei Programme geleitet, die das Ziel hatten, Bibliotheken wissenschaftliche Inhalte zur Verfügung zu stellen. Das erste war das „Regional Library Program“, das ich von unserem Budapester Büro aus von 1995 bis 1997 koordiniert habe. Das zweite war das „Science Journals Donation Program“, das von 1998 bis 2000 lief. Mit beiden Programmen haben wir, ausgehend von Problemen in den wissenschaftlichen Kommunikationssystemen als Ganzes, versucht herauszufinden, welche anderen – vor allem nachhaltigen – Modelle entwickelt werden könnten. Darum hat das OSI im Dezember 2001 ein Treffen der führenden Personen, die an alternativen Publikationsmodellen forschten, in Budapest einberufen. Bei diesem Treffen wurde die Budapest Open Access Initiative (BOAI) geboren und dabei die erste Definition von Open Access festgeschrieben.



*Wann haben Sie begonnen, die Open-Access-Bewegung zu unterstützen?*

OSI hat mit dem Treffen 2001 in Budapest begonnen, die entstehende Open-Access-Bewegung zu unterstützen. Aber lange vor diesem Treffen hat das OSI bereits Peter Suber soweit unterstützt, dass er den „Free Online Scholarship Newsletter“ herausgeben konnte, aus dem später die „Open Access News“ wurden – gegenwärtig die beste Quelle für Informationen über die Open-Access-Bewegung.

*Wo sehen Sie den größten Veränderungsbedarf zum Status Quo?*

Die wichtigste Veränderung, die stattfinden muss, ist, dass die Forschungsförderungseinrichtungen ihre Forschung als Open Access in Auftrag geben. Der „Wellcome Trust“ – eine gemeinnützige Organisation in Großbritannien, die Forschung finanziert – hat als erste diesen Weg eingeschlagen, Open Access nicht nur zu fördern, sondern auch zu fordern.

*Welche Erfahrungen haben Sie während Ihrer Zeit bei der BOAI gemacht? Was war die wichtigste „Lesson learned“?*

Als die Initiative zwei Strategien zur Umsetzung von OA – die Entwicklung von Archiven (Repositories) und von Open-Access-Journalen – festgelegt hatte, gab es einen kritischen Erfolgsfaktor. Es war wichtig, dass die beiden Communities, die die jeweilige Strategie unterstützten, zusammenarbeiten. Das war aus meiner Sicht die wichtigste Erkenntnis, die sich in der Budapester Initiative herauskristallisiert hat – die Notwendigkeit für Gruppen, die auf den ersten Blick widersprüchliche Ansätze verfolgen, weiterhin zusammen zu arbeiten, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen.

*Was ist das Open Society Institute? Wie kam es dazu, Open Access zu unterstützen?*

Das OSI ist eine Privatstiftung, die zum Ziel hat, auf Basis öffentlicher Grundsätze demokratische Regierungsführung, Menschenrechte und ökonomische, rechtliche und soziale Reformen voran zu treiben. Auf der lokalen Ebene implementiert OSI eine Reihe von Initiativen, um die Regelungen von Recht, Bildung, Gesundheit und unabhängiger Medien zu unterstützen. OSI unterstützt Open Access durch die „Information Program's Open Access“-Initiative, die bislang mehr als 2,4 Millionen Dollar für OA-Projekte zur Verfügung gestellt hat.

*Die Budapester Open Access Initiative ist inzwischen eine weltweite Bewegung geworden. Welche Beobachtungen machen Sie in Entwicklungsländern und wie schätzen Sie die dortige Situation ein?*

Viele ÄrztInnen, WissenschaftlerInnen und AkademikerInnen in Entwicklungs- und Schwellenländern sind frustriert, weil sie keinen Zugang zu wichtigen Forschungsergebnissen haben, die sie für ihre Arbeit brauchen, die aber nur in teuren Zeitschriften publiziert werden. Open Access kann diesen Menschen in den Entwicklungsländern sowohl dabei helfen, an frei

zugängliche Inhalte zu gelangen, als auch dabei, ihre lokal produzierten Inhalte weit zu verbreiten. Das kann durch die Entwicklung von Onlinearchiven und die Ermutigung der AutorInnen in diesen Ländern, ihre Artikel in Open Access Journals zu publizieren, bewältigt werden. Heute sind die meisten lokal produzierten Inhalte entweder gar nicht publiziert oder nicht außerhalb des eigenen Landes. Was bedeutet, dass wichtige Arbeiten, die diese WissenschaftlerInnen produzieren, verloren gehen.

*Denken Sie, dass mit Hilfe von Open Access auch Plagiate bekämpft werden können?*

Ja, ich denke, dass Open Access dazu beitragen kann, Plagiate zu reduzieren. Es stimmt, dass heute manche AutorInnen Angst haben, dass durch eine weitere Verbreitung, die Open Access möglich macht, die Zahl der Plagiate steigt. Wenn aber Material online frei zugänglich gemacht wird, ist die Chance, Plagiate zu erkennen und aufzuzeigen, wesentlich höher.

*Wie kann die Qualität von Online-Publikationen sichergestellt werden, wenn es beispielsweise kein Peer-Review-System gibt?*

Ich möchte eines klarstellen: Die Open-Access-Bewegung tritt nicht für die Abschaffung von Peer-Review-Systemen ein. Tatsächlich ist ein Kriterium für die Aufnahme einer Zeitschrift in das „Directory of Open Access Journals“ (<http://www.doaj.org>), dass diese Qualitätskontrollen in Form von bestätigten Papers durch ein Peer-Review-System durchlaufen hat.

*Angenommen die Forschungsfinanzierung würde sich ändern – könnte das die Ausweitung von Open Access fördern?*

Ja, das sehe ich als Schlüssel zur weiteren Entwicklung von Open Access. Wie ich schon erwähnte, ist es essentiell wichtig, dass die Verpflichtung zu Open Access zu einer Voraussetzung für den Genuss von Forschungsförderung wird.

*Nur wenige WissenschaftlerInnen kennen Open Access und seine Möglichkeiten. Wie kann der Bekanntheitsgrad von OA erhöht werden? Kennen Sie gegenwärtige Aktivitäten?*

Bedenkt man, dass Open Access erst 2002 überhaupt definiert wurde, hat die Bewegung in kurzer Zeit schon sehr viel erreicht – wenn auch noch viel mehr notwendig ist. OSI und auch andere unterstützen die Bewusstseinsbildung, indem sie Workshops veranstalten und Open Access auf vielen Konferenzen präsentieren. Es wäre sehr hilfreich, wenn Open Access öfter Thema bei wissenschaftlichen Konferenzen wäre. Dadurch könnten mehr WissenschaftlerInnen und ForscherInnen direkt erreicht werden.

*In diesem Band findet sich unter anderem der Vorschlag, einen Stiftungslehrstuhl für Open Access einzurichten. Wie denken Sie über diese Idee? Welche Ziele und Aufgaben sollte Ihrer Meinung nach dieser Lehrstuhl haben?*

Das ist sicher eine spannende Entwicklung und soweit ich weiß, wäre dies der erste Lehrstuhl für Open Access, der jemals etabliert wurde. Es wäre wichtig, wenn der Lehrstuhl als Koordinator innerhalb der Uni fungieren könnte und dabei Open Access bewerben könnte. Im Speziellen sollte er mit der Universitätsverwaltung, der Bibliothek und der zentralen Datenverwaltung zusammenarbeiten, um ein institutionelles Onlinearchiv zu etablieren und dafür zu sorgen, dass die Forschungsergebnisse der Universität dort abgelegt werden. Der Direktor der „Open Access Repositories“ hat ein Tool entwickelt, das AdministratorInnen dabei helfen soll, ihre Repository-Grundsätze zu formulieren.<sup>39</sup> Weiters könnte der Lehrstuhl Diskussionen anregen, wie man ForscherInnen der Universität unterstützen könnte, die ihre Arbeiten in Open Access Journals publizieren. Zum Beispiel mit einem Pool an finanziellen Mitteln, aus dem heraus die Publikationskosten übernommen werden. Aber ich glaube, die wichtigste Rolle eines solchen Lehrstuhls ist einerseits Open Access gegenüber den Fakultäten und der Verwaltung zu verteidigen und andererseits Unterstützung für Open Access auf der ganzen Universität anzubieten.

*Fallen Ihnen sonst noch Dinge ein, die auf (lokal-)politischer Ebene unternommen werden können, um freies wissenschaftliches Wissen zu fördern?*

Es ist wichtig, dass sich PolitikerInnen dazu bekennen, Open Access bei allen Forschungen mit öffentlichen Geldern zu unterstützen. Das kann die Entwicklung von Onlinearchiven, aber auch die finanzielle Unterstützung von AutorInnen sein, die in Open-Access-Journalen publizieren. Eine Studie der europäischen Kommission zur ökonomischen und technischen Entwicklung des wissenschaftlichen Publikationsmarktes in Europa schloss aus den 174 Kommentaren, die als Antwort in die Studie gingen, dass die öffentliche Verwaltung einer gründliche Überarbeitung des wissenschaftlichen Publikationssystems in Europa positiv gegenüber steht. Für das größte Interesse sorgte dabei jener Vorschlag, den freien Zugang zu den Ergebnissen öffentlich finanzierter Forschung zu garantieren.

<sup>39</sup> Vgl. <http://www.opendoar.org/tools/en/policies.php> [04.11.2006]

# Projekt: Open-Access-Repositoryen einrichten

Die Digitalisierung erlaubt es, Informationen und neue Erkenntnisse aus dem Forschungsprozess schnell auszutauschen und weiter zu verarbeiten. Der Bedarf, auf bereits veröffentlichte wissenschaftliche Informationen digital zuzugreifen, wächst ständig und ist längst nicht mehr nur auf universitäre Forschung beschränkt. Immer öfter werden deshalb Forderungen laut, das mit öffentlichen Mitteln finanzierte Wissen allgemein und somit in aller Welt zugänglich zu machen. Open Access (OA) trägt wesentlich dazu bei, den uneingeschränkten Zugang zu wissenschaftlichem Wissen zu gewährleisten.

Neben der Publikation von Fachbeiträgen in eigenen Open-Access-Zeitschriften, der so genannten „golden road“, gibt es noch andere Wege ans Ziel, wissenschaftliches Wissen der Fachcommunity oder Allgemeinheit über Open Access zugänglich zu machen. ForscherInnen können auch die „green road“ einschlagen, bei dem die Speicherung von Primär- oder Sekundärpublikationen in speziellen Datenbanken, Open-Access-Repositoryen genannt, erfolgt. Gerade dieser zweite Weg über Datenbanken hat verschiedenste Anknüpfungspunkte an den universitären Alltag, die eine Umsetzung erleichtern können: Repositoryen sind kostengünstig(er), immer mehr WissenschaftlerInnen betreiben jetzt schon Selbstarchivierung auf (privaten) Internetseiten und in Zeiten der Leistungsbilanzen müssen Universitäten wie ForscherInnen ihre Forschungsaktivitäten in der Regel ohnehin im Internet dokumentieren.

Texte, die bereits in Fachzeitschriften publiziert wurden, aber im Prinzip auch alle anderen Fachbeiträge, die die jeweiligen AutorInnen veröffentlichen wollen (einschließlich zugrunde liegender Daten) können in so genannten institutionellen Repositoryen abgespeichert und frei zugänglich

gemacht werden. Diese könnten wiederum in die bestehenden Seiten der Forschungsdokumentation der Universitäten oder einzelnen Institutswebseiten eingebunden werden. Wie in anderen Datenbanken gibt dabei eine strukturierte Gliederung über die Art der Publikation (z. B. Eigenpublikation, Peer Reviewed, Pre- oder Post-Print) Auskunft. Vor allem aber sind Open-Access-Repositoryn dank standardisierter Zusatzinformationen („Meta-Daten“) sehr gut für Suchmaschinen erfassbar, was die Auffindbarkeit der darin eingestellten Werke erleichtert.

### Projektziele

- Verbesserung des Zugangs zu öffentlich finanzierter Forschung durch Sammlung von frei zugänglichen Forschungsergebnissen in digitaler Form in einem Open-Access-Repositorym

### Projektbestandteile

- Evaluierung von Anknüpfungsmöglichkeiten an bestehende Forschungsdokumentation
- Aufbau einer entsprechenden konzeptuellen, organisatorischen und technischen Infrastruktur an der Universität und Festlegung der Zuständigkeiten
- Kommunikationsstrategie für die (Fach-)Öffentlichkeit und die Universitätsöffentlichkeit entwickeln
- Anreize für WissenschaftlerInnen setzen bzw. diese dabei unterstützen, Open Access zu publizieren bzw. ihre Werke ins Repositorym einpflegen zu lassen

### Projektzielgruppe

- WissenschaftlerInnen
- Studierende
- Interessierte (Fach-)Öffentlichkeit

### ProjektträgerInnen

- Universitäten

### Dialoggruppen

- Universitätsleitung und andere EntscheidungsträgerInnen
- WissenschaftlerInnen

### Mögliche Erweiterungen

- Open-Access-Veröffentlichungen von studentischen wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten (ab Magister-/Masterarbeit)
- Besondere Berücksichtigung auch von „golden road“ Publikationen beim wissenschaftlichen Lebenslauf von BewerberInnen durch die Universität

### Realisierungsbeispiel

- Unter <http://www.opendoar.org> findet sich ein Verzeichnis bereits bestehender Open-Access-Repositoryn

# Projekt: Open Access Award

Obwohl die Publikation von Forschungsergebnissen in Open-Access-Journalen oder -Archiven sowohl für die Wissenschaft selber – durch einfachen Zugang für WissenschaftlerInnen rund um den Globus – als auch für die öffentliche Hand – keine hohen Kosten für den (Rück-)Erwerb von Forschungsergebnissen in teuren Journalen – erhebliche Vorteile bietet, wird sie bislang nur von einem geringen Teil der WissenschaftlerInnen in Anspruch genommen. Die Gründe dafür sind einerseits das in vielen Disziplinen spärliche Angebot an Open-Access-Zeitschriften bzw. deren oftmals (noch) geringere Reputation sowie fehlendes Wissen über Möglichkeiten und Chancen von Open Access.

Ein eigener, lokaler Wissenschaftspreis kann dazu beitragen, freies Publizieren in der wissenschaftlichen Community der jeweiligen Einrichtungen mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen und gleichzeitig wissenschaftliche Exzellenz zu fördern. Für die Zuerkennung der Preise sollen alle wissenschaftlichen Open-Access-Veröffentlichungen von ForscherInnen in Frage kommen, die entweder an einer bestimmten Forschungseinrichtung arbeiten – sofern der Preis von einer Universität ausgeschrieben wird – oder beispielsweise in einem geografischen Gebiet – wenn ein Bundesland oder eine Kommune einen solchen Preis ausschreibt. Publikationen, die im vorangegangenen Jahr in Open-Access-Journalen veröffentlicht wurden, können eingereicht werden.

Um in verschiedenen Kategorien Open Access Awards verleihen zu können, sollte insbesondere auf die verschiedenen Fachdisziplinen der Einreichenden Rücksicht genommen werden. Eigene sozial- und geisteswissenschaftliche Preise könnten besonders in diesen – noch großteils nicht Open Access affinen – Disziplinen, einen zusätzlichen Anreiz bieten, die Forschungsergebnisse frei zugänglich zu machen.

Manche Universitäten veranstalten bereits regelmäßig eigene Open-Access-Wochen oder -Tage, während derer die Idee des freien Zugangs zu wissenschaftlichem Wissen besonders bekannt gemacht wird. Eine zeitgleiche Verleihung eines Open Access Awards würde die Wirkung der Attraktivitäten sicherlich wechselseitig verstärken.

### Projektziele

- Sensibilisierung der wissenschaftlichen Community für Open-Access-Publikationsmöglichkeiten
- Förderung frei zugänglicher Forschung

### Projektbestandteile

- Dotierung des Awards
- Richtlinien für die Vergabe und Auswahl der Jury
- Strategie zur Bekanntmachung des Preises
- jährliche Vergabe

### Projektzielgruppe

- einreichungsberechtigte ForscherInnen

### ProjektträgerInnen

- Universitäten und externe FördergeberInnen

### Dialoggruppen

- Universitätsleitung
- WissenschaftlerInnen
- FördergeberInnen

### Finanzierungsbedarf

- In jeder Kategorie eine Dotation von mindestens EUR 1.000 pro Preis

### Mögliche Erweiterungen

- Verleihung des Preises im Rahmen einer Open-Access-Woche bzw. eines Open-Access-Tages

### Realisierungsbeispiel

- Benjamin Franklin Award for For Open Access in the Life Sciences:  
<http://www.bioinformatics.org/franklin>

# Projekt: Kommunale Open-Access- Wissenschaftsförderung

Größere Städte bzw. Großstädte zeichnen sich oftmals unter anderem durch zwei Dinge aus: Zum einen sind sie Standorte von Universitäten, zum anderen stellen sie oftmals auch finanzielle Mittel für universitäre Forschung zur Verfügung. Mit Hilfe dieser kommunalen Wissenschaftsförderung werden Forschungsaufträge oder die Publikation wissenschaftlicher Erkenntnisse (mit-)finanziert. Es ergibt sich also auch hier – ganz ähnlich wie die Berücksichtigung der Lizenzierung im Rahmen der kommunalen Kulturförderung (siehe Kapitel 2 in diesem Buch) – die Möglichkeit, im Einflussbereich der Kommune selbst zum freien Zugang zu Wissen beizutragen.

Die Koppelung von Open Access und Wissenschaftsförderung an sich ist nichts Neues: Viele namhafte Forschungsförderungsinstitutionen setzen mittlerweile Anreize für WissenschaftlerInnen ihre Forschungsergebnisse Open Access zu veröffentlichen. Zwar sind die Fördertöpfe der Kommunen im Vergleich zu staatlichen, privaten oder unternehmensnahen WissenschaftsförderInnen mit eher geringen finanziellen Mitteln ausgestattet. Dennoch können kommunalpolitische Aktivitäten im Bereich Open Access dazu führen, dass noch mehr AkteurInnen sich mit der Frage des freien Zugangs zu Wissen auseinandersetzen. Nicht zuletzt könnte die Unterstützung von Open Access durch KommunalpolitikerInnen dazu führen, auch auf höheren Ebenen die Frage nach einer entsprechend abgestimmten Wissenschafts(förder-)politik aufwerfen. In einem ersten Schritt kann es sinnvoll sein, auf Anreize zu setzen und für Open-Access-Publikation von Ergebnissen einen Förderbonus vorzusehen.

Kommunen können sich auch dazu verpflichten, Publikationen, die von städtischen Stellen (z. B. Stadtforschung) verfasst werden, öffentlich zugänglich zu machen. Dies wäre die Anwendung des Open-Access-Gedankens auf



die eigenen Strukturen. Alle Ideen für die kommunale Förderung von Open Access lassen sich natürlich auch auf Ebene einzelner (Bundes-)Länder denken.

### Projektziele

- Zugang zu wissenschaftlichem Wissen durch kommunale Wissenschaftsförderung verbessern helfen

### Projektbestandteile

- Anreize zur Open-Access-Publikation in Förderrichtlinien verankern
- Informationen über neue Förderrichtlinien an (lokale) Universitäten übermitteln

### Projektzielgruppe

- WissenschaftlerInnen
- Universitätsleitung

### ProjektträgerInnen

- Kommune

### Dialoggruppen

- WissenschaftlerInnen
- Universitätsleitung
- Forschungsförderungsstelle der Kommune

### Finanzierungsbedarf

- ggf. höhere Dotierung der Wissenschaftsförderung

### Mögliche Erweiterungen

- Kooperation mit universitären Open-Access-Initiativen
- Stadteigene Forschungsprojekte werden Open Access veröffentlicht

# Bildnachweise

- Leonhard Dobusch (Cover)  
Foto (Ausschnitt) von Joi Ito
- Christian Forsterleitner (Cover)  
Foto (Ausschnitt) von Joi Ito
- Manuela Hiesmair (Cover)  
Foto (Ausschnitt) von Rubra
- Karin Frohner (S. 25)  
Foto (Ausschnitt) Stadtkommunikation Linz
- Volker Grassmuck (S. 29)  
Foto (Ausschnitt) Raimond Spekking (CC by-sa)
- Lawrence Lessig (S. 61)  
Foto (Ausschnitt) von Joi Ito
- Gerda Forstner (S. 65)  
Foto (Ausschnitt) von Oliver Theusl (CC by-sa)
- Anne Margulies (S. 91)  
Foto (Ausschnitt) Stephanie Mitchell, Harvard Staff Photographer
- Monika Andraschko und Thomas Lumplecker (S. 97)  
Foto (Ausschnitt) Barbara Hofmann
- Richard M. Stallman (S. 123)  
Foto (Ausschnitt) Bill Ebbesen
- Gerald Kempinger (S. 127)  
Foto (Ausschnitt) IKT Linz GmbH (CC by-sa)
- Markus Beckedahl (S. 157)  
Foto (Ausschnitt) Euphoriefetzen (CC by-sa)
- Gregor Kratochwill (S. 161)  
Foto (Ausschnitt) Kratochwill (CC by-sa)

- Gerhard Fröhlich (S. 185)  
Foto (Ausschnitt) Christo Christoph
- Melissa Hagemann (S. 191)  
Foto (Ausschnitt) Beatrice Murch (CC by-sa)
- Wendy Hall (S. 213)  
Foto (Ausschnitt) University of Southampton (CC by-sa)
- Johann Höller (S. 219)  
Foto (Ausschnitt) idv (CC by-sa)
- David Eaves (S. 247)  
Foto (Ausschnitt) Eaves (CC by-sa)
- Gustav Pomberger (S. 251)  
Foto (Ausschnitt) Johannes Kepler Universität Linz